

John Lurie

"Es war, als würde ich in einem Van-Gogh-Bild herumlaufen"

Von Klaus Stimeder

John Lurie meidet Journalisten - für die "Wiener Zeitung" machte er eine Ausnahme: Ein Interview.

New York. Sich neu zu erfinden ist nicht wirklich etwas, was den meisten etablierten Künstlern in den USA erstrebenswert scheint. Diejenigen, die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt entschließen, neue Wege zu gehen, tun das in der Regel aus rein materialistischen und/oder narzisstischen Gründen denn aus einem tief empfundenen Gefühl heraus, dass sie mit ihrer Arbeit an ihre Grenzen gestoßen sind. Oft ist es einfach nur die Angst vor der drohenden Irrelevanz, die sie dazu bringt, sich alle paar Jahre einen neuen Hut aufzusetzen. Bekannte zeitgenössische Beispiele: Madonna, Meryl Streep, Gerhard Richter. Aber es gibt auch die anderen.

Künstler, die sich häuten, häuten müssen, weil sie an einen Punkt gelangt sind, an dem sie nicht mehr anders können, aus geistigen oder aus körperlichen Gründen.

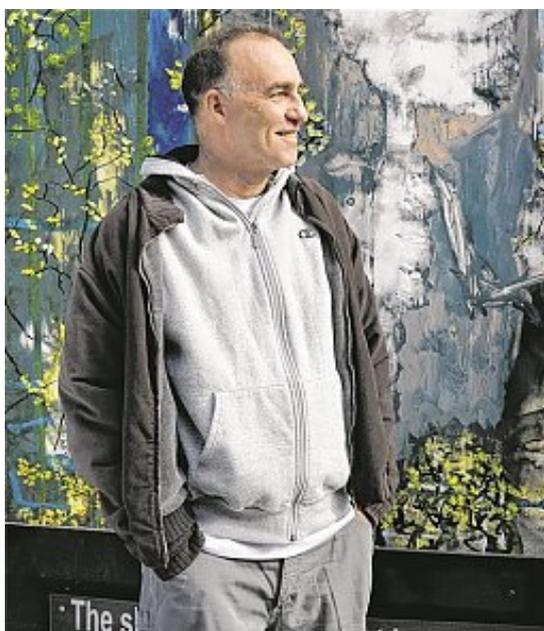
John Lurie, dessen Karriere Ende der Siebzigerjahre in New York ihren Ausgang nahm, musste sich im Laufe seines Lebens gleich mehrere Male neu erfinden, und selten passierten diese Wandlungen freiwillig. Die mittlerweile gut vier Jahrzehnte, die Lurie kreativ tätig ist, vereinen gleich mehrere Laufbahnen, die dem heute 61-Jährigen einen überschaubaren Grad an Prominenz und eine kleine, aber treue globale Anhängerschaft beschert haben. Zuerst war da die von ihm gegründete Jazz-Combo The Lounge Lizards, mit der sich der begnadete Saxofonist Anfang der Achtziger einen Namen machte. Dann seine Darstellung so selbstverliebter wie zarter Verlierer in 19 Filmen, allen voran in Jim Jarmuschs Meisterwerken "Stranger Than Paradise" (1984) und "Down By Law" (1986). Dann die von ihm produzierte Fernsehshow "Fishing With John" (1991), in der er mit Kollegen wie Willem Dafoe, Matt Dillon oder Dennis Hopper in entlegenen Teilen der Welt auf Fischfang ging (und die jüngst im Rahmen nordamerikanischer Filmfestivals Wiederauferstehung auf der großen Leinwand feierte).



Naive Malerei: "Disappearing Snake Glass Water" von John Lurie.

© John Lurie

Seinen größten kommerziellen Erfolgen - der Titelmelodie der ersten Show von Late-Night-Talker Conan O'Brien und einer Arbeit für den Soundtrack des Films "Get Shorty", die ihm unter anderem eine Grammy-Nominierung einbrachte - folgte Ende des vergangenen Jahrhunderts eine erste schwere künstlerische wie private Krise. Nachdem er sich zunächst mit einer seltenen, chronischen Infektionskrankheit namens Lyme-Borreliose infiziert hatte, die ihn zwang, mit der Musik Schluss zu machen, machte ihm bis vor kurzem ein ehemaliger Freund, der zum Stalker wurde, das Leben zur Hölle. (Eine so seltsame wie schreckliche Geschichte, der sich 2010 das Magazin "The New Yorker" im Rahmen eines Porträts annahm, von dem sich Lurie heute scharf distanziert: "Ich wurde falsch zitiert, Dinge wurden bewusst falsch dargestellt und aus dem Zusammenhang gerissen.")



"Geld kommt zu einem, wenn man es am wenigsten erwartet", sagt John Lurie.

© Ray Henders

Trotz aller Krisen gelang es Lurie im vergangenen Jahrzehnt dennoch, sich in seiner neuen Karriere als Maler (www.johnlurieart.com) nicht nur Anerkennung, sondern auch ein halbwegs geordnetes Leben zu verschaffen. Weil John Lurie seit der "New Yorker"-Geschichte mit Journalisten - wenn überhaupt - nur noch schriftlich verkehrt, wurde das folgende Interview über einen Zeitraum von drei Wochen per E-Mail geführt.

"Wiener Zeitung": *Wie darf man sich den Alltag des Malers John Lurie vorstellen?*

John Lurie: Nach dem Zähneputzen und ein bisschen Stretching schaue ich mir erst die Bilder an, an denen ich in der Nacht zuvor gearbeitet habe. Dann schalte ich den Computer ein und schaue nach, welche Schrecken der Tag für mich bereithält. Danach arbeite ich 20 Minuten lang an den Bildern und arbeite jene Dinge ein, die mir am Tag zuvor nicht aufgefallen sind. Das kann gefährlich sein, weil meine Hände nicht die ruhigsten sind. Aber wenn ich einmal weiß, was ich anders machen will, muss das immer sofort passieren. So geht das, mit Pausen, den ganzen Tag lang.

Wann wissen Sie, dass ein Bild fertig ist?

Das ist schwer zu beantworten, weil es ein Gefühl ist, das aus dem Bauch kommt. Es gibt Bilder, an denen ich lange gearbeitet habe und die auch okay sind, mir aber trotzdem nicht dieses gewisse Gefühl geben, das es braucht. Dieses "Ah"-Erlebnis.

Was Stil, Materialien und Subjekte angeht, macht Ihr bisheriges Oeuvre einen sehr konsistenten Eindruck. Welche Rolle spielt der Zufall bei Ihrer Arbeit?

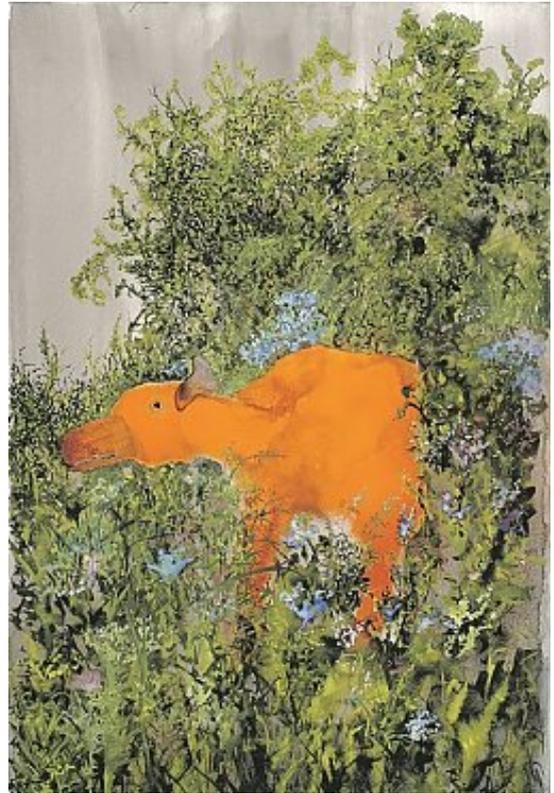
Wirklich? Ich finde ja eher, dass ich wie wild herumspringe und frage mich dauernd, ob ich nicht versuchen soll, konsistenter zu sein. Was die Materialien angeht: Es ist ein großer Unterschied, ob man mit Öl oder mit Wasserfarben arbeitet. Mit Wasserfarben geraten einem die zufälligen Elemente schöner. Die Art, wie die Farben ineinander fließen, führt fast immer zu ganz exquisiten, unerwarteten Ergebnissen. Mit Wasserfarben arbeiten heißt für mich, möglichst nicht zu ruinieren, was einem die Natur gegeben hat. Meine Arbeitsmethode beim Malen gleicht dem der Improvisation beim Musikmachen. Wenn du dagegen mit Öl arbeitest, musst du unmittelbar und intuitiv Entscheidungen treffen, basierend auf dem, was dir deine bisher gemachten Erfahrungen sagen. Ich bin nicht gerade für meine Geduld bekannt. Deshalb arbeite ich meist an mehreren Bildern zugleich, weil manche viel Zeit zum Trocknen brauchen. Ich war im Sommer in der glücklichen Lage, ein paar Monate in der Türkei und der Wüste verbringen zu können. Dort habe ich fast nur Ölbilder gemalt, weil die in dem Klima dort 20-mal schneller trocknen als in jedem anderen.

Wie lange denken Sie über ein Bild nach, bevor Sie damit anfangen?

Am Anfang habe ich nur eine extrem vage Idee. Gewöhnlich geht es mir zuerst nur um eine bestimmte Kombination von Farben. Dann fange ich an zu malen und schaue, wohin die Reise geht. Was unter anderem dazu führt, dass es Bilder von mir gibt, die zunächst jahrelang an der Wand gestanden haben, bis ich mir darüber klar wurde, was nötig war, um sie fertig zu malen.

Inwiefern empfinden Sie sich als amerikanischer Maler?

Über diese Frage habe ich noch nie nachgedacht. Ich bin Amerikaner



Schräge Meisterwerke: "Contrary to popular belief, I mind walking through thorn bushes. I go there because you aren't."

© John Lurie

und Maler. Insofern habe ich tatsächlich etwas mit Norman Rockwell gemeinsam.

Scheren Sie sich um bestimmte Traditionen in der Malerei? Wer sind die Künstler, die Sie als wichtig empfinden, oder gar als Vorbilder?

Nachdem meine Mutter Kunst in der Schule unterrichtet hat, war ich mir des Themas schon als Kind gewahr. Aber ich habe Kunst nicht auf die gleiche Art studiert, wie ich es mit der Musik gemacht habe. Das Beste, was meine Mutter uns Kindern (*Lurie hat einen Bruder, Evan, und eine Schwester, Liz, Anm.*) in diesem Zusammenhang beigebracht hat, ist diese gewisse Art von Freude, die man beim Anschauen von Kinderzeichnungen empfindet und die diese so besonders macht. Dieses Bewusstsein habe ich mir bewahrt. Aber um auf Ihre Frage zurückzukommen: Nein, ich schere mich nicht um Traditionen, wenn es um meine Arbeit geht.

Ich mag Brueghel. Nicht seine Figuren, sondern die Art, wie er bestimmte Details gemalt hat: die Ecke eines Tisches, einen Fleck auf der Wand. Diese unglaubliche Schönheit, die er in ganz alltäglichen Dingen findet. Cézanne, weil der eine Farbe in eine Obstschüssel hineinschmeißt, die erst mal überhaupt keinen Sinn ergibt: ein Schuss Purpur in einem Pfirsich, den man nur sieht, wenn man ganz genau hinschaut - der dann aber nicht nur Sinn macht, sondern einfach nur perfekt ist. Van Gogh, weil er für die Malerei das getan hat, was Jimi Hendrix für die Gitarre getan hat. Jackson Pollock, weil wir bei ihm immer zuerst daran denken, wie er seine Bilder gemalt hat; aber wenn wir ein gutes von ihm sehen, stehen wir da und müssen sagen: "Heilige Scheiße! Schau dir das an, das ist wirklich unglaublich."

Ich bin auch ein großer Fan von Egon Schiele. Gustav Klimt, den ich lange nur aus Büchern kannte, habe ich dagegen immer gehasst - bis zu dem Zeitpunkt, als ich seine Werke im Rahmen einer Ausstellung im Original gesehen habe. Das war, soweit ich mich erinnern kann, vor rund 30 Jahren, in Wien. Das hat mich echt umgehauen. Ich mag Höhlenmalereien. Manet, nicht die Menschen und die Landschaften, sondern wenn er einfach nur einen Strauß Spargel oder einen Fisch auf dem Küchentisch malt. Das sind die Sachen, die mich rocken.

Ich war eng mit Jean-Michel Basquiat befreundet, wir haben damals die ganze Zeit gemeinsam gemalt. Oder er hat gemalt und ich habe währenddessen Saxofon gespielt. Manchmal, wenn er wollte, das etwas besonders abgefickt aussehen sollte, hat er zum Malen seine linke Hand benutzt. Das habe ich geliebt. Ich bin neugierig, wie das von der Kunstgeschichte einmal beurteilt werden wird.

Sie leiden seit fast eineinhalb Jahrzehnten an chronischer Lyme-Borreliose, einer Krankheit, die sich unter anderem durch schwere audio-visuelle Störungen manifestiert. Wie wirkt sich die Krankheit auf

ihr Schaffen aus?

Vor ein paar Jahren stand ich auf dem Parkplatz eines Hotels, es hat leicht geregnet. Die Krankheit zeitigt an sich eine Vielzahl von verschiedenen visuellen Irritationen, aber in dieser Nacht war es wegen der zusätzlichen Migräne-Aura geradewegs so, als ob ich in einem Van-Gogh-Bild herumlaufen würde. Die Lichter hatten plötzlich alle ihre eigenen Heiligenscheine. Insofern war es ganz schön, in diesem Bild gefangen zu sein. Aber es war auch ziemlich schrecklich, weil damit auch massive körperliche Schmerzen einhergingen. Ich habe kürzlich irgendwo gelesen, dass Van Gogh angeblich unter Gehirnlepten-Epilepsie gelitten hat. Insofern: Klar wirken sich derlei neurologischen Abweichungen auf die Arbeit aus.

Hätten Sie je mit der Musik aufgehört, wenn die Krankheit nicht wäre?

Ich bezweifle es.

Im Internet findet sich ein Clip von einer Diskussion in New York, an der Sie anlässlich der Wiederentdeckung ihrer TV-Serie "Fishing with John" teilgenommen haben und auf dem Sie einem Zuschauer auf die Frage, warum es mit Ihrer Filmkarriere nicht weiter her war, antworten: "Ich habe dieses Showbusiness-Ding einfach nicht drauf." Nachdem auch die Kunst und das Kunstgeschäft verschiedene Dinge sind und in Letzterer das "Showbusinessding" ebenfalls gefragt ist - wie gehen Sie mit den entsprechenden Zwängen um?

Natürlich will ich, dass meine Arbeit anerkannt wird und natürlich will ich Geld verdienen. Aber ich kann das weder mich noch meine Arbeit beeinflussen lassen. Deshalb sehe ich mich vor, zu nah an einer Kunstwelt anzustreifen, deren Agenda oft nur aus der Promotion von Snobismus um des Snobismus willen besteht.

Ist es Ihnen wichtig, was die Nachwelt einmal von Ihnen sagen wird?

Naja, die Nachwelt als Konzept steht ja heute ein bisschen in Frage, nicht? Wird es überhaupt eine Nachwelt geben? Die Leute, die heutzutage schreien: "Das Ende ist nah!" sind ja nicht mehr die religiösen Fanatiker, sondern die Wissenschaftler. Dementsprechend muss die Frage lauten, ob es mir wichtig ist, ob sich einmal Welse und Küchenschaben meine Bilder anschauen und sich dabei sagen werden: "Oh, das ist aber wirklich schön!" Das Ausmaß, in dem es mich kümmert, dass meine Arbeit Spuren bei den Leuten hinterlässt, ist immer dasselbe, egal ob ich tot oder lebendig bin. Insofern: Ja, es ist mir wichtig.

Die wenigen Anlässe, zu denen Sie sich heute in der Öffentlichkeit zeigen, sind immer sofort ausverkauft. Interviews gewähren Sie trotzdem nur extrem selten - und wenn, dann nur per E-Mail. Warum?

Wegen der Krankheit oder wegen der Geschichte 2011 im "New Yorker"?

Ich war eine lange Zeit sehr, sehr krank, habe jahrelang meine Wohnung nicht verlassen. Dann kam dieses Stalker-Ding, das sehr intensiv war und ein normales Leben unmöglich gemacht hat. Obwohl es mir zu diesem Zeitpunkt gesundheitlich schon wieder besser ging. Aber die Story im "New Yorker", mit all den falschen Zitierungen und geschrieben in einem Ton, der sich über meine damalige Situation nahezu lustig gemacht hat - das hat mir echt den Rest gegeben. Danach habe ich mich praktisch aufgegeben. Ich habe eineinhalb Jahre lang nicht gemalt und schwer zu trinken begonnen. Es war schwierig, damit aufzuhören. Es geht in dem Zusammenhang weniger um den Journalismus im Allgemeinen. Es geht vielmehr darum, dass ein Schreiber, der wusste, was Nesrin (Luries Assistentin, Anm.) und ich alles durchgemacht haben, das in der Art in die Welt setzte, wie er es getan hat. Aber ich habe mir trotzdem meinen tiefen Glauben an das Gute im Menschen bewahrt.

Natürlich muss man bei Journalisten immer vorsichtig sein, weil manche von ihnen - nicht alle - glauben, dass der einzige Weg zu einer Karriere über gruselige Geschichten führt und sie die Latte dementsprechend so tief legen, dass sie sie selber berühren können, und wenn es nur für einen Moment lang ist. Aber nachdem Sie zuvor die Frage gestellt haben, welche Rolle das Urteil der Nachwelt für mich spielt: Dieser Artikel hat meinen Namen beschmutzt, und bevor ich mich verabschiede, will ich das auf jeden Fall richtigstellen.

Wie bewusst sind Sie sich über die anhaltende Wirkung Ihrer Darstellungen der Protagonisten in den Filmen von Jim Jarmusch, die Millionen Menschen auf der Welt gesehen haben? Oder haben Sie längst die Schnauze voll davon, an Ihre Rolle in diesen Filmen erinnert zu werden?

Was für mich zählt, sind meine Musik und meine Bilder. Diese Dinge sind das Wertvollste, was ich gemacht habe, und wenn ich in irgendeiner Hinsicht wichtig bin, dann sind sie es, die das verkörpern. Wenn es um meinen Style oder um meine Schauspielerei geht: Der Gedanke, dass diese Sachen jemanden beeinflussen, kommt mir ziemlich dämlich vor.

Ihre Anfang der Neunzigerjahre produzierte Fernsehshow "Fishing with John" hat es über die Jahre hinweg ebenfalls zu globalem Kultstatus gebracht und feiert heute im Rahmen von internationalen Filmfestivals Wiederauferstehung. Verdienen Sie wenigstens ein bisschen Geld mit dem Revival dieser schrägen Meisterwerke?

Danke. Im vergangenen Jahr habe ich dafür ein wenig Geld von Netflix (einem amerikanischen Video-on-Demand-Anbieter, Anm.) und von der

Criterion Collection (einer Edition ausgesuchter Arthouse-Filme, Anm.) bekommen. Aber nicht viel. Aber was ist in diesem Kontext die Frage? Ob ich pleite bin?

Nachdem mich das nichts angeht: Nein. Aber eine Frage habe ich doch in diesem Zusammenhang: Wie stehen Sie zur Gratiskultur im Internet, wo nahezu alles kostenlos zum Download zur Verfügung steht? Klar, Ihre Bilder kann man nicht einfach herunterladen. Aber Sie haben auch ein musikalisches Oeuvre geschaffen, das sich heute jeder Mensch auf der Welt online gratis anhören kann. Macht Ihnen das was aus?

Geld mit Musik machen ist etwas anderes. Mir ist es egal, ob das gratis ist. Wobei: Wenn ich am Anfang meiner Karriere stehen würde, wäre ich wahrscheinlich besorgt und würde versuchen, sie zu schützen. Aber was meine eigenen Sachen angeht, geht es mir heute nur mehr darum, dass sie die Leute zu hören bekommen, auf welchem Weg auch immer. Das ist natürlich nicht fair, weil ich mir nicht vorstellen kann, wie es heute ist, zuerst darum kämpfen und den letzten Penny dafür ausgeben zu müssen, damit man seine Sachen überhaupt herausbringen kann und die Leute dann erwarten, dass sie dafür nicht bezahlen müssen. Man sollte zumindest so viel dafür bekommen, dass man weiter Musik machen kann und genug zu essen hat.

Geld . . . Geld kommt immer dann zu einem - oder zumindest zu mir - in den seltsamsten Momenten, in denen man es am wenigsten erwartet. Das meiste Geld in meinem Leben habe ich mit Sachen verdient, die mich ungefähr sechs Minuten Arbeit gekostet haben. Das eine war der Titelsong zu Conan O'Briens Show. Das andere war ein Jahresvertrag mit Toyota, für deren Fernseh- und Radiowerbungen ich die Voiceovers machen hätte sollen - wozu es nie gekommen ist, weil sie mich nicht eingesetzt haben. Das Geld habe ich trotzdem bekommen. Sechs Minuten Arbeit für Millionen von Dollars. Aber man darf halt nicht vergessen, dass sich die Dinge in gewisser Weise ausgleichen. Ich habe diese Millionen gebraucht, um weiter meine Musik so zu machen und veröffentlichen zu können, wie ich es wollte. Es wäre halt schön, wenn manche Dinge ein bisschen früher Anerkennung finden würden. Dann hätte ich mehr Teile von der Fischerei-Show machen können und meine jetzige finanzielle Situation würde ein bisschen besser sein.

Sie sind auf Social Media aktiv, präsentieren auf Twitter nicht nur Ihre Kunst, sondern kommentieren auch das politische Geschehen, Sport und vieles andere, was Ihnen gerade einfällt. Warum Twitter und nicht Facebook oder Google+ oder irgendeine andere Plattform?

Keine Ahnung. Ich gehöre zur alten Schule, all dieses Zeug ist neu für mich. Auf jedem Fall raubt es einem die Zeit. Ich versuche, niemanden auszuschließen. Nicht einen auf "Ich bin prominent und du bist es

nicht" zu machen. Aber manche Menschen können sehr fordernd sein, wenn es um Zeit geht. Welche Plattform wäre besser? Ich und meine Assistentin haben beide Facebook-Accounts und die Bilder schauen auch dort ganz gut aus. Nur von Instagram haben wir die Finger gelassen.

Welche Wünsche haben Sie ans Leben?

Ich habe keine Wünsche. Ich glaube, dass es im Leben darum geht, dass man das Beste aus dem macht, was einem gegeben wird. Die ganzen schlimmen Dinge, die mir passiert sind - die Krankheit, der Stalker, die "New Yorker"-Geschichte - haben unter anderem dazu geführt, dass sich viele Leute aus meinem Leben verabschiedet haben, die mir etwas bedeutet haben, weil es ihnen einfach zu viel war. Aber ich würde diese Erfahrungen nicht eintauschen wollen. Sie haben mir mehr gegeben als jeder noch so große Erfolg oder jedes noch so große Glück. Sie haben meine Seele gefestigt.

URL: http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/kunst/606523_Es-war-als-wuerde-ich-in-einem-Van-Gogh-Bild-herumlaufen.html

© 2014 Wiener Zeitung